

Norbert Hoerster, *Was können wir wissen? Philosophische Grundfragen*, Verlag C.H. Beck, München 2010, ISBN 978-3-406-60094-4, 122 S., 10,95 EUR

Norbert Hoerster lehrte von 1974-1998 als Professor der Rechts- und Sozialphilosophie an der Universität Mainz und ist Mitherausgeber und Autor unserer Zeitschrift „Aufklärung & Kritik“. Seit Jahren befasst er sich in seinen Publikationen mit der allgemeinverständlichen Darstellung ethischer, rechtlicher und religionskritischer Probleme – und so gilt seine neueste Veröffentlichung in der *beck'schen reihe* Fragen der Erkenntniskritik.

Er gliedert diese in sechs Kapitel, beginnend mit den Voraussetzungen des Wissens; sodann fragt er nach dem Wissen durch logisches Denken, durch Sinneswahrnehmung und der Möglichkeit, von der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen. Von besonderem Interesse sind sicherlich die beiden letzten Kapitel, die sich mit dem Wissen über Werte bzw. dem Verhältnis von religiösem Glauben und Wissen befassen.

Zunächst werden zwei Voraussetzungen von Wissen genannt: der Glaube an die Wahrheit der Aussage über einen Sachverhalt, und natürlich die Wahrheit des Sachverhalts selbst. Der Glaube an die Wahrheit darf aber nicht irrationaler Natur sein, und so tritt als dritte Voraussetzung hinzu die Rechtfertigung dieses Glaubens an die Wahrheit einer Aussage. Diese einzelnen Bedingungen werden des Näheren diskutiert und zwischen unfehlbarem und sicheren Wissen unterschieden; ersteres hält Hoerster ebenso wie der kritische Rationalismus nicht für erreichbar, möchte aber nicht wie dieser auf „sicheres“ Wissen

verzichten, was insoweit mit Poppers jeweils bestbewährtem und jedenfalls zur Zeit unproblematischem Wissen gleichzusetzen wäre.

Im zweiten Kapitel geht es um die Logik als Wissensquelle; so sind etwa alle mathematischen Aussagen, die sich durch Zeichen ausdrücken lassen, zwingende logische (analytische) Wahrheiten. Dass die Anwendung logischen Wissens auf reale Objekte problematisch sein kann, illustriert der Autor mit einem hübschen Beispiel: „Wenn ich zwei Katzen und eine Maus in einen leeren Käfig sperre, kann ich anschließend unter Umständen nur zwei Tiere in dem Käfig wahrnehmen.“ Und so gilt umgekehrt auch nicht, dass alle logischen Aussagen mathematischer Natur sind. Ausführlich werden die Schlussformen (und Fehlschlüsse) von Argument, Prämisse und Konklusion vorgestellt, auch auf deren Symbolisierung wird eingegangen. Herausgestellt wird die Bedeutung der Widerspruchsfreiheit für die Wahrheit logischer Schlüsse, die zwar *allein* kein neues Wissen über die Welt generieren, sie stellen aber „eine notwendige Bedingung für das Erlangen *jeglichen* Wissens dar.“ (S. 44)

Im Kapitel über die Sinneswahrnehmung bespricht Hoerster zunächst die grundsätzliche Begrenztheit der einzelnen Sinne und deren unterschiedliche Fähigkeiten, um dann auf das Problem zu kommen, wie weit wir diesen trauen dürfen. Überhaupt verdanken wir ja das meiste Wissen, von dem wir durchaus als sicherem Wissen ausgehen (und ausgehen dürfen), der Informationsvermittlung meist über mehrere Stufen durch andere Informanten, weshalb es natürlich auf die Zuverlässigkeit

unserer Informationsquellen ankommt. Gleichzeitig besagt dies, dass unser Wissen vor allem auch von unserem Gedächtnis und unserer Erinnerung abhängt, sonst könnten wir weder etwas wiedererkennen noch Informationen weitergeben.

Sodann kommt er auf „innere Sinne“ zu sprechen, womit er so manch Verschiedenes ausdrücken möchte; problematisch scheint dem Rezensenten, dass die gesamte Argumentation Hoerstes ausschließlich vom geisteswissenschaftlichen Standpunkt her operiert und die Erkenntnisse der Kognitionswissenschaften und insbesondere der Hirnforschung ausblendet. So werden die aktuellen Fragen nach dem „Ich“ oder dem Bewusstsein nicht angesprochen, die serielle und parallele Verarbeitung von Sinneseindrücken sowohl in den Neokortexkolumnen als auch in den Großsystemen und deren erst dadurch ermöglichte Interpretation fehlt ganz. Zwar lautet der Untertitel des Buches: „*Philosophische Grundfragen*“ – aber können diese ohne Reflexion der *naturwissenschaftlichen* Ergebnisse beantwortet werden? Jedenfalls kann Hoerster so behaupten, „dass die eigentliche und letzte Quelle unseres Wissens über die reale Welt die menschliche Sinneswahrnehmung ist“ (51), obwohl zumindest die höheren Säugetiere ebenso über diese Sinne und deren Verarbeitungssysteme verfügen wie wir selbst – und doch gelangen sie nicht zu menschlichem Wissen. Es scheint also doch erst noch einmal eine offene Frage, die man jedenfalls in diesem Zusammenhang stellen müsste, ob und in welchem Umfang unser Wissen aus den Sinnen oder aus den Interpretationsoperationen des Gehirns stammt. Unter den oben genannten „inneren Sinnen“ versteht Hoerster offenbar Empfindungen und Gefühle, aber auch

die Selbstbeobachtung bei geistigen Tätigkeiten, derer wir nur durch Introspektion gewahr werden, und die wir bei der Beobachtung entsprechender Zustände und Reaktionen anderen Menschen ebenfalls unterstellen. An dieser Stelle hätte man auch jene bislang zu Recht durchaus noch umstrittenen „Spiegelneuronen“ diskutieren können, die Grundlage von Nachahmung und Empathie sein sollen.

Schließlich spricht Hoerster noch kurz das theoretische und teils auf Axiomen basierende Wissenschaftswissen gegenüber dem Alltagswissen an, um sodann dem empirischen und logischen Wissen als dritte Wissensform das metaphysische Wissen gegenüberzustellen; dies würde sich jedenfalls seiner Auffassung nach „offenbar auf eine *ganz eigene*, weder logisch noch empirisch zugängliche Wirklichkeit beziehen“. Offensichtlich steht Hoerster der Metaphysik sehr kritisch gegenüber, weil er sie bereits so definiert, dass für sie (etwa im Gegensatz zur Definition von Kant) eigentlich nur un reale Phantasma übrigbleiben. Metaphysisches Wissen will er erst bei den Werten und den Religionen diskutieren (s. unten), obwohl sicherlich die unser Alltagswissen zusammenbindende Gesamtschau, wie sie sich zunächst in den mythischen und sodann in den metaphysischen Denk-Gebäuden äußert, sich durchaus empirischer und logischer Hilfsmittel bedient und unser Alltagswissen und vor allem -verhalten in vielerlei Hinsicht beeinflusst. Wie hier die kulturelle Tradition der Menschheit oder auch Poppers „Welt 3“ einzuordnen sei, bleibt unerörtert.

Im vierten Kapitel „Kann man aus Vergangenen auf Zukünftiges schließen?“ geht es um das Problem der Induktion, und so reitet Hoerster hier eine heftige Attacke

auf den kritischen Rationalismus Karl Poppers, der bekanntlich die Induktion als Grundlage wissenschaftlichen Denkens ablehnt, wohingegen er „der induktiven Methode gegenüber der Falsifizierungsstrategie beliebiger Hypothesen deutlich den Vorzug geben“ will.

Zu diesem seit David Hume umstrittenen Problem und der Position Hoerstes hat sich Hans Albert in seiner Besprechung des Hoerster-Buches bereits ausführlich geäußert (Aufklärung & Kritik 2/2010, S. 144-147), ebenso bringt die genannte Ausgabe eine Erwiderung Hoerstes (S. 148 f.); wegen der grundsätzlichen Bedeutung wird diese Diskussion auch in der vorliegenden Ausgabe Aufklärung & Kritik 3/2010 fortgeführt (s. S. ... - ...) – und so erübrigt sich eigentlich eine Stellungnahme meinerseits. Anmerken möchte ich allerdings, dass es sich wohl vor allem auch um ein Definitionsproblem handeln könnte (wie schon oben bei der Metaphysik). Niemand wird die Bedeutung des Sammelns von Beobachtungen bestreiten, um sowohl Gesetzmäßigkeiten herauszufinden als auch von diesen auf zukünftige Entwicklungen zu schließen. Woher aber stammt die Hypothese, der Gesichtspunkt, unter welchem die Beobachtungen subsumiert werden? Dieser kann nicht aus dem Sammeln selbst kommen, sondern wird als eine mögliche Zusammenfassungsstruktur („Theorie“) an das Gesammelte herangebracht, um zu prüfen (Falsifikation), ob sich alle Beobachtungen auf diese Weise widerspruchsfrei unter diesem Gesichtspunkt zusammenfassen lassen.

Genau diese *doppelte* Bewegung zeigt sich schon am Beginn der wissenschaftlichen Dialektik bei Platon:

1. vom dialégein = aus den eídola der sinnlichen Scheinwelt durch Vergleichen und Entgegensetzen auswählen (vom Einzelnen – tópos horatós – zum Allgemeinen),
2. hin zum dihaireîn = das wahre Wesen vom eídos aná tón lógon her bestimmen (vom Allgemeinen – kósmos noetós – zum Einzelnen).

Modern gesprochen: zur induktiv sammelnden Tätigkeit des Verstandes muss hinzutreten die Abstraktion und Reflexion der Vernunft, die unter Absehung vom Individuellen unter das allgemein Vergleichbare subsumiert und daraus ihre Theorie entwickelt und von dieser aus deduziert und deren Richtigkeit durch Falsifikation prüft.

Dass man über die induktive Beobachtung allein eben noch nicht zu einer entsprechenden Theorie gelangt, zeigt etwa das Beispiel der Mayas, die gewiss über einen ausdifferenzierten und beobachtenden Verstand verfügten; aber dennoch brachten sie ihrem Sonnengott blutigste Opfer dar, da sie sich eben nicht sicher waren, sprich, nicht über die entsprechende deduktive Theorie verfügten, dass die Sonne am nächsten Morgen wieder aufgehen würde.

Im Bewusstsein, dass auch die von ihm vertretene induktive Methode nicht begründbar ist, argumentiert Hoerster: „Wenn wir uns für die induktive Methode entscheiden und an ihr festhalten, so haben wir damit im Fall einer künftigen Inkonstanz der Natur zwar nichts gewonnen, aber auch nichts verloren; im Fall einer künftigen Konstanz der Natur haben wir damit eindeutig das große Los gezogen. Also sollten wir, selbst wenn wir das Schlimm-

ste für möglich halten, der induktiven Methode die Treue bewahren.“Erinnert das nicht stark an die berühmte „Pascalsche Wette“ im Hinblick auf ein „ewiges Leben“?

Im fünften Kapitel geht es um Werte als Gegenstand des Wissens und deren objektive Begründbarkeit; zunächst wird zwischen deskriptiven (objektiv beschreibenden) und expressiven (subjektiv ausgedrückten) Werten unterschieden, wobei sich die Diskussion vor allem auf letztere beziehen soll. In Werten drücken sich „Wünsche, Präferenzen und Interessen“ aus, die notwendig das Handeln des Subjekts beeinflussen; da dieses in menschlichen Gesellschaften meist auch andere Menschen mit einbezieht, geht es hier vor allem auch um den „*moralischen* Aspekt“: Freiheit, Gerechtigkeit, Menschenwürde sind solche Werte, nach deren Begründbarkeit gefragt wird. Gleichzeitig wird zwischen *Eigenwerten* und *Instrumentalwerten* unterschieden, also solchen, die man um ihrer selbst willen verfolgt, wie etwa die soeben genannten, und solche – wie etwa Geld –, die dazu dienen, die letztlich zugrundeliegenden Eigenwerte verwirklichen zu können.

Weder Logik noch Sinneswahrnehmung, die beiden bislang von Hoerster konzediten Wissensmöglichkeiten, könnten hier offenbar etwas dazu beitragen; denn Werte existierten nicht objektiv, so dass wir ihre Wahrheit nicht durch Wahrnehmung bestätigen könnten, und auch nicht intersubjektiv, da die Wertvorstellungen zwischen den Individuen stark differierten. Da auch die Intuition kein Weg sei, bleibt für ihn als Grundlage des Wertens nur das *Wollen* – und dazu ein *Wissen* über die *Instrumentalwerte*, die uns zu den gewoll-

ten *Eigenwerten* verhelfen sollen. Ein objektives Element besitzen die Instrumentalwerte darin, dass sie sich auch tatsächlich zur Erreichung des damit erstrebten Eigenwertes eignen sollten, wozu rationales Wissen erforderlich ist.

Zuletzt wird die Frage nach der allgemeinen Zustimmung zu so wichtigen Eigenwerten behandelt, wie sie in der Moral und den allgemeinen Menschenrechten enthalten sind; die Antwort lautet, dass solche Werte sich immer nur dann bewähren, wenn sie für *alle* Teilnehmer einer Gesellschaft bzw. der Menschheit gültig sind, so etwa das Recht auf Leben: Nur wenn ich den Mitmenschen deren eigenes Lebensrecht konzedere, kann ich damit rechnen, dass dies auch für mich gelten wird. Die Stichhaltigkeit einer solchen Begründung wird allerdings durch diverse Genozide ebenso wie durch die „alltäglichen“ Tötungsdelikte unter Menschen sehr in Frage gestellt.

Das sechste und letzte Kapitel widmet sich der Frage, ob „religiöser Glaube und Wissen vereinbar“ sind; dazu wird zunächst bestimmt, unter welchen Umständen man überhaupt von Religion sprechen könne und es werden dafür 6 Kriterien herausgestellt, die zumindest zum Teil erfüllt sein müssten: Der Glaube an übernatürliche Wesen (Gott/Götter), an einen Sinn des Weltverlaufs für die menschliche Existenz, an moralische Normen als göttliche Gebote; die existentielle Einfügung in diesen Weltverlauf, eine (emotionale) Kontaktmöglichkeit zu Gott bzw. Weltverlauf und schließlich religiöse Riten der jeweiligen Gruppe. Alle großen Religionen einschließlich des Buddhismus erfüllen einige oder alle dieser Kriterien.

Die Eingangsfrage nach der Vereinbarkeit von Glauben und Wissen beantwortet Hoerster mit mehreren Einwänden negativ: Zunächst ist Gott kein Gegenstand empirischen Wissens; allerdings könnte Gott für die Grundlage eines gesamtwissenschaftlichen Weltbildes ein guter Kandidat sein (das war und ist er ja bis heute für viele etwa unter dem Stichwort Intelligent Design ...). Dagegen spricht für Hoerster allerdings die von Theisten behauptete creatio ex nihilo; sodann wird gegen den Monotheismus ins Feld geführt, dass es für den Polytheismus mindestens gleich gute Argumente gebe. Beide Punkte zeigten, dass es zum christlichen Monotheismus ebenbürtige Alternativen gebe. Sodann wird die Position kritisiert, die in allen Religionen gerne mit der „Unbegreiflichkeit Gottes“ argumentiert, denn dies sei in Wirklichkeit ein Agnostizismus. Und vor allem folge daraus, dass damit notwendig auch alle anderen oben genannten Religionsmerkmale 2-6 ins Leere laufen: „Man kann rationalerweise eben nicht auf die Existenz Gottes verzichten, wenn man zu diesem Gott beten möchte.“ (110) Und natürlich führt Hoerster hier auch das Theodizeeproblem ins Feld, an dessen Widerspruch zwischen Allgüte und Allmacht angesichts der Übel in der Welt die Gottesbegründungen regelmäßig scheitern, welchem Dilemma viele Theisten eben mit der vorher kritisierten Annahme der „Unbegreiflichkeit Gottes“ zu entgehen suchen.

In einer kurzen Schlussbemerkung betont Hoerster zunächst noch einmal die Sicherheit von begründetem Wissen, das auf Sinneswahrnehmung und Logik beruhe; dabei streift er das Problem, dass Sinneswahrnehmung und Sprache als Vorausset-

zungen unseres Wissens sich nicht innerhalb ihrer selbst begründen lassen können. Mit Blick auf die Folgen meint er, dass wir uns dennoch auf Sinneswahrnehmung und logisches Denken verlassen könnten, denn ohne diese beiden Voraussetzungen würde sich all unser Wissen und Handeln auflösen. Gelte dies doch auch noch für den radikalen Skeptiker, „der jedes Wissen für unmöglich hält. Doch selbst der radikale Skeptiker tut dies gewöhnlich nur, solange er philosophierend am Schreibtisch sitzt.“

Dem wird auch ein kritischer Rationalist zustimmen – und so lässt sich sagen: Insgesamt ein lehrreiches Buch, das verständlich geschrieben ist und mitunter sogar Lesevergnügen bereitet, auch wenn im Hinblick auf manche Definition (Induktion, Metaphysik) und sich daraus ergebende Folgerungen Bedenken angebracht sind und wichtige Ergebnisse der modernen Kognitionsforschung ausgeblendet bleiben.

Helmut Walther (Nürnberg)